

Im Wartesaal - Zu den beruflichen Aussichten im Bereich Politische Theorie

Buchstein, Hubertus; Müller, Tobias

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Buchstein, H., & Müller, T. (2015). Im Wartesaal - Zu den beruflichen Aussichten im Bereich Politische Theorie. *ZPTh - Zeitschrift für Politische Theorie*, 6(2), 241-251. <https://doi.org/10.3224/zpth.v6i2.22880>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Im Wartesaal – Zu den beruflichen Aussichten im Bereich Politische Theorie

*Hubertus Buchstein / Tobias Müller**

Ob am Rande von Tagungen, auf dem Institutsflur oder beim Zusammensein mit Kaltgetränk am Abend: Ein schier unerschöpfliches Dauerthema für den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Politischen Theorie und Ideengeschichte sind die beruflichen Zukunftsaussichten im Wissenschaftsbetrieb.¹ Wobei die Bezeichnung ‚wissenschaftlicher Nachwuchs‘ eine ebenso falsche wie beleidigende Etikettierung ist, die den Idiosynkrasien des traditionellen deutschen Hochschulsystems geschuldet ist. Denn nicht wenige Zugehörige dieses wissenschaftlichen ‚Nachwuchses‘ haben längst Erfahrungen in der Wissenschaft von 15–20 Jahren auf dem Buckel und kümmern sich zuhause um fast erwachsene Kinder. In welchem anderen Berufsfeld gilt es nicht als grobe Beleidigung, wenn man jemanden, der das dreißigste Lebensjahr überschritten hat, als ‚Nachwuchs‘ tituliert? Zutreffender ist es, denjenigen, die nach der Promotion oder Habilitation wissen wollen, ob und wie es mit ihnen beruflich in der Wissenschaft weiter gehen kann, einen anderen Namen zu geben, der das Kafkaeske ihrer Situation zum Ausdruck bringt: Bewohnerinnen und Bewohner des Wartesaals.

Der Wartesaal hat bekanntlich viele Räume und Nischen, angenehme und weniger angenehme, besser dotierte und schlechter ausgestattete, Ruhe und die Möglichkeit zur konzentrierten Arbeit spendende sowie atemlose Betriebsamkeit fordernde, Eigenständigkeit und Freude bietende oder in ihren Hierarchien entwürdigende: zeitlich begrenzte Stellen als Wissenschaftliche Mitarbeiterin oder Wissenschaftlicher Mitarbeiter an Lehrstühlen, Stipendien, Forschungsprojektbeschäftigungen, Fellowships, Finanzierungen über Exzellenzcluster; Beschäftigungsverhältnisse aus Mitteln des Hochschulpaktes von Bund und Ländern, Juniorprofessuren, Arbeitsamtszwischenfinanzierungen, familiäre Zu-

* Prof. Dr. Hubertus Buchstein, Universität Greifswald
Kontakt: buchstei@uni-greifswald.de
Tobias Müller, M. A., Universität Greifswald
Kontakt: muellert@uni-greifswald.de

1 Dieser Artikel basiert auf dem Beitrag der Verfasser „Draußen, vor dem Institut – Ein Dialog über die beruflichen Aussichten des wissenschaftlichen Nachwuchses im Bereich Politische Theorie“ im theorieblog vom 20. August 2014. Wir danken Rieke Trimcev für die Anregung, die Verwendung der Weberischen Spielmetapher am Ende des Beitrages wieder in Richtung aktiver Handlungsstrategien zu öffnen.

wendungen, Auslandsaufenthalte, Anstellungen für Verwaltungstätigkeiten, Vertretungsanstellungen, Professuren auf Zeit, Verwaltungsanstellungen, Gastaufenthalte an Forschungsinstituten – die institutionellen Möglichkeiten, zumindest für einige Jahre im Wissenschaftsbetrieb unterzukommen, haben sich auch im Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte in den vergangenen zehn Jahren deutlich erhöht. Und erhöht hat sich in der Wahrnehmung der Bewohnerinnen und Bewohnern des Wartesaals damit auch die Zahl derjenigen, mit denen konkurriert wird, wenn es darum geht, den Saal in Richtung einer Daueranstellung im Wissenschaftsbetrieb endlich zu verlassen. Die Wartezeit ist begrenzt. Die abstruse ‚Zwölfjahresregelung‘ des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes lässt die innere Uhr ticken.

Nervös beobachten die Bewohnerinnen und Bewohner des Wartesaals sich gegenseitig und vergleichen ihre Leistungen, Strategien und Chancen. Wer findet für sich eine neue Nische im Saal, die zumindest für einige Zeit weiter hoffen lässt? Wer erhält den erlösenden Ruf aus dem Wartesaal heraus auf eine der begehrten Lebenszeitanstellungen? Und was ist eigentlich mit denen geschehen, die man schon länger nicht getroffen und von denen man schon länger keine Publikation mehr gesehen hat?

Anders als in den anderen Teilbereichen der Politikwissenschaft bedeutet Dauerstelle im Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte in der Regel eine Professur an einer Universität. Es gibt in der Politischen Theorie nur wenige universitäre Dauerstellen unterhalb der professoralen Ebene, keine Stellen für die Politische Theorie an Fachhochschulen und auch die außeruniversitären sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute bieten zwar Stellen für Politikwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus vielen verschiedenen Bereichen unseres Faches, aber nicht speziell mit dem Schwerpunkt Politische Theorie und/oder Politische Ideengeschichte.

Habilitation, Hazard und Harakiri

Vor diesem Hintergrund ist es kaum überraschend, wenn die im Wissenschaftsbetrieb prekär Beschäftigten diejenigen, die bereits eine reguläre Professur erlangt haben, danach fragen, wie sie deren Aussichten einschätzen und was die besten Strategien seien, um ebenfalls eine Professur im Bereich Politische Theorie und Ideengeschichte zu erlangen. Ist es für eine Karriere in Deutschland sinnvoll, weiterhin die traditionelle Habilitation anzustreben? Oder ist es besser, ein international wahrgenommenes ‚zweites Buch‘ zu schreiben? Wie wirkt sich eine kumulative Habilitation oder gar Promotion auf spätere Karrierechancen in der Wissenschaft aus? Stimmt es, dass in Berufungskommissionen auch im Bereich der Politischen Theorie immer mehr auf die Anzahl international publizierter Artikel in Peer-review-Zeitschriften Wert gelegt wird? Ist es Harakiri, für mehrere Jahre ins Ausland zu gehen und sich von dort auf eine in Deutschland ausgeschriebene Professur zu bewerben? Stimmt es, dass die DVPW-Sektion für Politische Theorie und Ideengeschichte eine Art institutionelles Nadelöhr ist, weil fast alle, die in den vergangenen fünfzehn Jahren im Teilbereich eine Professur erlangt haben, zuvor auf Tagungen der Sektion positiv aufgefallen sind? Diese und andere Fragen werden an die Generation der derzeitigen professoralen Amtsinhaberinnen und -inhaber in der Erwartung gestellt, dass sie – wer sonst? – das Erfolgsrezept am besten kennen müssten. Diese Erwartungen werden dann zuweilen mit Gegenfragen gekontert: Warum glauben die Jüngeren, dass die Älteren das Erfolgsrezept wissen müssten, wenn doch die Hochschullandschaft erneut und

permanent im Umbruch ist? Was sollen da die alten Rezepte? Möglicherweise gibt es – zumindest für den Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte – gar kein solches Erfolgsrezept? Guter Ratschlag ist ganz offensichtlich schwierig, wenn es kein solches Rezept geben sollte.

Das aber wäre dann in der Tat nichts wirklich Neues. Die Universitätslaufbahn, so hatte Max Weber schon in seinem zu vielen Gelegenheiten zitierten Vortrag *Wissenschaft als Beruf* aus dem Jahre 1919 konstatiert, funktioniere in Deutschland wie ein Glücksspiel, sei reiner „Hazard“. Die „Tüchtigkeit“ möge bei einer erfolgreichen Berufung auf eine Professur zwar auch eine Rolle spielen, eine Garantie sei sie aber nicht. Für den erfolgreichen Weg zur Professur gälte, so Weber (1951: 569), dass dort zwar „nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt“. Als Alternativmodell stellte Weber den gesicherteren beruflichen Werdegang eines Wissenschaftlers in den USA vor (warnte diesbezüglich aber auch vor damit notwendigerweise einhergehenden betriebsbürokratischen Erstarrungen). Insofern wäre das einzig Neue an der Ratlosigkeit der Fragenden, dass Webers Einschätzung der Aussichten für eine erfolgreiche Universitätslaufbahn im deutschen Wissenschaftssystem auch nach fast hundert Jahren kaum etwas von ihrer Aktualität verloren hätte.

Selbstverständlich geht es bei universitären Berufungsvorgängen in allererster Linie um die Eignung und Qualität der Bewerberin oder des Bewerbers – mit dieser Anforderung ist aber nicht viel mehr definiert als das Feld, auf dem das Kontingenzzpotenzial, das durch die Texte von Stellenausschreibungen, deren Interpretationsvarianten, der Zusammensetzung der Berufungskommission, dem Bewerberfeld, der Gutachterausswahl oder den Erwartungen von Fakultäts- und Universitätsleitungen erzeugt wird, erst zu seiner vollen Entfaltung gelangt. Welche besonderen interdisziplinären ‚Anschlussmöglichkeiten‘ werden in der Stellenausschreibung von der/dem zukünftigen Inhaberin oder Inhaber gefordert? Welche thematischen Schwerpunkte finden sich in der Stellenausschreibung? Welche innerdisziplinären Brücken müssen beschriftet werden können? Aus welchem Förderprogramm mit welchen sich daraus ergebenden spezifischen Anforderungen wird die ausgeschriebene Stelle vorfinanziert? Vertreterinnen und Vertreter welcher Fächer arbeiten in der Berufungskommission mit? Wie ist das Gutachterverfahren organisiert, wer übernimmt die entsprechenden Fachgutachten? Wie sehr mischen sich Hochschulleitung und Ministerium in die Berufungsvorgänge ein? Alle, die schon einmal intensiver an Berufungsvorgängen für eine Professur beteiligt waren, können angesichts der Komplexität bundesdeutscher Berufungsverfahren Max Webers Hinweis auf die Macht des Zufalls nur für wenige Ausnahmefälle widersprechen.

Nun bietet der Hinweis auf das Wirken von Zufällen noch keinen konstruktiven Anhaltspunkt für die eigene erfolgreiche Strategie auf dem Weg zur Professur. Wo die Macht des Zufalls erkannt ist, bieten sich unterschiedliche Reaktionsmuster an, um sein Glück zu finden oder sich mit seinem Pech abzufinden. Machiavellis Phantasien über die Göttin ‚Fortuna‘ als einer Frau, die geradezu eine perverse Lust dabei empfindet, grob behandelt zu werden, stößt ob ihrer chauvinistischen und metaphysischen Prämissen heute höchstens noch auf irritierte Resonanz (vgl. Münkler 1984: 178–179). Im Sinne von Niklas Luhmann oder Herrmann Lübke bietet die Abhängigkeit vom Zufall hingegen einen reichhaltigen Nährboden für verschiedene Strategien der Kontingenzbewältigung, die in Extremfällen bis zu einer religiös anmutenden Schicksalsergebenheit oder Verschwörungstheorien reichen können. Gewieftete Teilnehmende am Roulettetisch und in der

Spieltheorie Versierte reagieren auf das Wissen um zufallsbedingte Faktoren anders. Sie versuchen sich nüchtern an einer Berechnung von Wahrscheinlichkeiten. Ihre Frage lautet: Wie groß ist die Chance, wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, in den kommenden Jahren eine Professur im Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte zu erlangen?

Die Etablierung des Teilbereichs Politische Theorie und Ideengeschichte

Um eine solche Berechnung seriös durchführen zu können, bedarf es genauer Zahlenwerte. Auf der Nachfrageseite muss die Anzahl der auf absehbare Zeit wahrscheinlich frei werdenden Professuren bekannt sein, also solcher Professuren, deren Inhaberinnen und Inhaber altersbedingt in den Ruhestand gehen und die daraufhin aller Wahrscheinlichkeit nach neu ausgeschrieben werden. Auf der Angebotsseite benötigt man die Anzahl der formal ebenfalls qualifizierten Mitbewerberinnen und Mitbewerber für eine solche Stelle – also all diejenigen, die habilitiert sind oder habilitationsadäquate Leistungen vorweisen können.

Im *theorieblog* gibt es eine (mittlerweile etwas veraltete) Auflistung aller Professorinnen und Professoren für Politische Theorie und Ideengeschichte im deutschsprachigen Raum (also inklusive der Schweiz und Österreich).² Bereits 2011 hatte Michael Th. Greven in einem Kommentarbeitrag zum *theorieblog* bemängelt,³ dass mit dieser Liste der falsche Eindruck entstehen kann, die Politische Theorie sei personell breit aufgestellt. Denn die Auflistung enthält eine Reihe von Namen von Kolleginnen und Kollegen an Universitäten aus anderen Fachdisziplinen, sodass sich die Zahl um mehr als die Hälfte reduziert, sobald man gezielt nur nach Professuren im Fach Politikwissenschaft sucht. Die anderen aufgelisteten Professuren finden sich in den Fächern Philosophie, Rechtswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Soziologie oder anderen Kulturwissenschaften, deren Stelleninhaberinnen oder Stelleninhaber ausweislich ihrer Forschungen mehr oder weniger enge Verbindungen zur Politischen Theorie und Ideengeschichte haben, deren Stellen aber nicht als solche denominiert sind.

Dabei steht die Politische Theorie auf professoraler Ebene im Hinblick auf ihre personelle Stärke auch innerhalb der bundesdeutschen Politikwissenschaft nicht schlecht da. Das Fach hat sich in der Bundesrepublik in den vergangenen 65 Jahren personell rasant entwickelt, und mit ihr der Teilbereich Politische Theorie und Ideengeschichte:

2 Die Auflistung findet sich im *theorieblog* in der Rubrik „Professuren für Politische Theorie und Philosophie im deutschsprachigen Raum“ (letzter Aufruf am 6. September 2015).

3 Vgl. Michael Th. Greven, Kommentar vom 3. April 2011 in der Kommentarseite zur Rubrik „Professuren für Politische Theorie und Philosophie im deutschsprachigen Raum“ (letzter Aufruf am 6. September 2015).

Übersicht: Die professorale Kopfstärke des Faches und Professuren im Teilgebiet Politische Theorie⁴

Jahr	Professuren gesamt	Professuren des Teilgebiets	Prozentangabe
1949	0		
1954	8		
1959	21		
1964	51		
1969	81	11	13,6
1979	268	33	12,3
1989	313	38	12,1
1999	354	49	13,9
2009	362	52	14,4
2014	384	53	13,8

Es gibt keine andere sozialwissenschaftliche Disziplin, die nach 1945 in der Bundesrepublik⁵ auf eine derartige Erfolgsgeschichte zurückblicken kann (vgl. Behrmann 2006). Das Teilgebiet der Politischen Theorie und Ideengeschichte, das nach dem DFG-Gutachten von M. Rainer Lepsius (1961) seit Mitte der 1960er Jahre flächendeckend etabliert wurde, profitierte von Anfang an von dieser Expansion. Damit wurde zugleich anerkannt, dass die Politische Theorie und Ideengeschichte einen eigenständigen Theorieanspruch neben den diversen ‚Bereichstheorien‘ in den anderen Teilgebieten des Faches erhebt (vgl. Göhler et al. 2009).

Politische Theorie in diesem Sinne befasst sich mit den Grundlagen, auf denen die sozialwissenschaftlich orientierte, theoriegeleitete Forschung in der Politikwissenschaft aufbaut. Zu diesem Zweck analysiert sie die Modelle, Begriffe und das Vokabular, mit denen politische Phänomene systematisch erfasst werden, erschließt die jeweils dabei zugrunde liegenden historischen Erfahrungs-, Denk- und Erwartungshorizonte und diskutiert die normativen Begründungen für politische Ordnungsvorstellungen (vgl. Buchstein 2015).

Heute ist die Politische Theorie an fast allen der insgesamt 69 universitären Standorte des Faches Politikwissenschaft in Deutschland als eigenständiges Teilgebiet im Studienprogramm und personell fest verankert.

Die Bedeutung und Rolle der Politischen Theorie und Ideengeschichte war in ihrer bisherigen 65-jährigen bundesdeutschen Fachhistorie selten unbestritten. Das Teilgebiet musste seinen Platz im Fach stets neu behaupten. Mit den anderen Teildisziplinen steht die Politische Theorie in einem wechselhaften Verhältnis von Konkurrenz und Kooperation. Allerdings ist der Wechsel von einem Teilgebiet zum anderen angesichts der hochgradigen Spezialisierung vieler Forschungsfelder heute sehr viel schwieriger zu bewerkstelligen als vor dreißig oder zwanzig Jahren, wodurch eine weitere berufliche Ausweichoption innerhalb des Wissenschaftsbetriebes verschwunden ist. Die periodisch aufflackernden Krisendebatten sollten dennoch niemanden, der ein besonderes Interesse an der Politischen Theorie hat, in die Resignation treiben; es gibt nun einmal keinen Artenschutz für akademische Teildisziplinen, sondern wissenschaftliche Felder müssen sich fortlaufend um Anerkennung bemühen und immer wieder neue Antworten auf neue Ent-

4 Die Angaben basieren auf Arendes/Buchstein (2004: 25), Arendes (2005: 134, 194) sowie eigenen Recherchen und Berechnungen (Stand: 13. Juni 2014).

5 Zur deutlich langsameren Entwicklung des Faches in der Schweiz und Österreich und dem geringeren Anteil der Politischen Theorie in den beiden Ländern vergleiche die Beiträge in Klingemann (2007).

wicklungen geben. Diesen Anerkennungsdruck spüren andere Teildisziplinen im Fach zum Teil noch heftiger. Die gegenwärtigen Globalisierungs- beziehungsweise Denationalisierungsprozesse überschreiten den traditionell nationalstaatlich organisierten Geltungsraum politischer Institutionen und fordern damit die traditionellen Teilgebiete ‚Politisches System der Bundesrepublik‘, ‚Vergleichende Politikwissenschaft‘ und ‚Internationale Politik‘ in ihren traditionellen inhaltlichen Feldern und Abgrenzungen auf noch grundlegendere Weise heraus (vgl. Hay 2010).

Teilbereichsdemographie

Aus disziplinhistorischer Sicht kann der Teilbereich Politische Theorie und Ideengeschichte somit auf eine insgesamt imponierende Bilanz blicken. Die Anzahl der an bundesdeutschen Universitäten im Teilbereich Politische Theorie tätigen Professorinnen und Professoren ist derzeit sogar so groß wie nie zuvor. Und wenn man zu den Professuren die Wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf den unterschiedlichen Qualifikationsstufen, die (an zwei Händen abzählbaren) Akademischen Räte, die Wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Drittmittelprojekten, die derzeit aus Mitteln des Hochschulpaktes finanzierten Lehrenden sowie die über Exzellenzförderungsmaßnahmen finanzierten hinzurechnet, dann gelangt man im Fach Politikwissenschaft nach Durchsicht der Institutsangaben im Überschlagnagrob geschätzt auf eine Gesamtzahl von etwa 250 gegenwärtig an bundesdeutschen Universitäten Forschenden und Lehrenden für den Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte. Allen Kassandrarufern im Zuge der Debatte über die Bologna-Reform zum Trotz – denen einer der beiden Koautoren dieses Beitrages eingeschlossen (vgl. Buchstein/Fietz 2007) – hat sich damit auch der proportionale Stellenanteil der Politischen Theorie im gesamten Fach nur geringfügig vermindert.

In dieser für das Teilgebiet erfreulichen Stabilisierung schlagen sich nicht nur die temporären Sondermittel im Zuge des Hochschulpaktes sowie Stellenbesetzungen im Rahmen des Frankfurter Exzellenzclusters „Die Herausbildung normativer Ordnungen“, sondern auch der Ausbau der universitären Lehramtsausbildung nieder. Dennoch ist es keine ausgemachte Sache, dass das Teilgebiet Politische Theorie auch auf längere Sicht die Umstellung der Studiengänge auf die Bologna-Normen unbeschadet übersteht. Hierfür dürfte insbesondere die – keineswegs erzwungene – Fokussierung auf die Praxistauglichkeit der Bachelor- und Master-Studiengänge verantwortlich sein, im Zuge derer die Vertreterinnen und Vertreter des Teilbereichs es oftmals nicht vermochten, die Politische Theorie und Ideengeschichte in den Curricula der stärker anwendungsbezogenen Programme fest zu verankern.

Die in der obigen Tabelle zum Ausdruck kommende momentane Stabilität bietet auf mittlere Sicht jedoch eine gewisse Sicherheit im Hinblick auf die zukünftige universitäre Präsenz des Teilgebietes. Eine solche Prognose ergibt sich jedenfalls allein schon aus der derzeitigen professoralen Altersstruktur: Fast die Hälfte der insgesamt 53 Professuren des Teilgebietes (41 sind von Männern, 12 von Frauen besetzt) sind erst in der vergangenen Dekade neu besetzt worden. Ein Großteil der Neuberufenen ist momentan jünger als 50 Jahre.

Übersicht: Die Altersstruktur der Professorinnen und Professoren im Bereich Politische Theorie⁶

Lebensalter:	45 und jünger	46–50	51–55	56–60	über 60 Jahre
Anzahl:	12	13	7	12	9

Was für den absehbaren Fortbestand des Teilbereichs zunächst wie eine gewisse Sicherheitsgarantie aussieht, transformiert sich aus der Perspektive der Wahrscheinlichkeitsberechnungen der Bewohnerinnen und Bewohner des Wartesaals in das genaue Gegenteil. In den kommenden fünf Jahren gehen lediglich neun Kolleginnen und Kollegen in Pension und mit Blick auf die Stellenpläne an den entsprechenden Instituten darf nicht davon ausgegangen werden, dass wirklich jede der Positionen automatisch neu als Theoriestelle ausgeschrieben wird. Auch wenn die Existenz des eigenständigen Teilbereiches Politische Theorie also mittelfristig als gesichert angesehen werden kann, so sind die Perspektiven für die momentan bereits Habilitierten oder eine Habilitation Anstrebenden in unserem Teilgebiet keineswegs rosig: Im Durchschnitt werden in der kommenden Dekade pro Jahr voraussichtlich lediglich ein bis zwei Professuren zur Neubesetzung ausgeschrieben werden. Und damit wird die Aussicht, in eine beruflich abgesicherte Position in unserem Teilgebiet zu gelangen, zu einem noch größeren Vabanquespiel, als sie es bereits in der Vergangenheit gewesen ist. Aus dieser erhöhten Unsicherheit rührt auch die Steigerung der Nachfrage nach einem Patentrezept für die akademische Karriere.

Die mit diesen Zahlenwerten deutlich erkennbar werdenden Wahrscheinlichkeitsrelationen⁷ sind nicht nur das Resultat eines universitären ‚Schweinezyklus‘ vergangener Jahre, sondern deuten unmissverständlich darauf hin, dass dieser Zyklus nahezu ungebrochen in eine neue Runde zu gehen droht. Selbst dort, wo, wie im Herbst 2015 an der Universität Bonn, Neubesetzungen aus Fördertöpfen des Bundes vorgezogen werden, wird das Gesamtbild dadurch nicht verändert, weil es sich bei den vorgezogenen Besetzungen lediglich um einen Zeitraum von wenigen Jahren handelt.

Der Tabelle ist zu entnehmen, dass fast die Hälfte aller derzeitigen Professorinnen und Professoren im Bereich Politische Theorie auf eine abgesicherte berufliche Perspektive von mehr als 20 Jahren bis zu ihrer dann verdienten Pensionierung blicken darf. Eine ähnliche altersmäßige Ballung gab es in der Politischen Theorie schon einmal vor 30 Jahren als Folge der Berufungswelle in den 1970er Jahren. Sie hatte den Effekt, dass in den 1980er Jahren die Zahl der habilitierten Bewerberinnen und Bewerber auf eine Theorieprofessur die Zahl der ausgeschriebenen Stellen um ein Vielfaches übertraf. Erst der Neuaufbau der Politikwissenschaft in den neuen Bundesländern zu Beginn der 1990er bot einigen aus dem damaligen Wartesaal eine dauerhafte berufliche Position, sei es als neue/neuer Stelleninhaberin oder Stelleninhaber oder als ‚Nachrückende‘ auf einer frei gewordenen Position im Westen (vgl. Lehmbruch 2003) – nachdem sie sich zuvor teilweise bis zu zwölf Jahren als Privatdozentin oder Privatdozent über Wasser gehalten hatten. Nicht wenige andere hatten zuvor nach mehr als einem Jahrzehnt als Vertretungspro-

6 Eigene Recherche und Berechnungen (Stand: 14. Juni 2014).

7 Eine informelle Umfrage von Hubertus Buchstein unter Kolleginnen und Kollegen, die in den vergangenen fünf Jahren in Berufungsvorgänge im Bereich der Politischen Theorie involviert waren, hat ergeben, dass auf eine ausgeschriebene Professur im Durchschnitt 35–40 als seriös einzuschätzende Bewerbungen eingingen. Aus Gründen des Datenschutzes werden diese Angaben nicht näher spezifiziert; aufgrund der lediglich auf vertraulichen Gesprächen basierenden Datenerhebungsmethode sind sie zudem ohne Gewähr.

fessorin oder -professor oder arbeitslos gemeldete/r Privatdozentin oder Privatdozent aber bereits aufgegeben und sich eine andere berufliche Perspektive gesucht.

Man benötigt schon eine gehörige Portion Fantasie, um sich gegenwärtig ein ähnliches ‚Wunder‘ wie den neu entstandenen Arbeitsmarkt an den Universitäten in den neuen Bundesländern vorstellen zu können. Und man benötigt eine gehörige Portion an Kontingenzbewältigungskompetenz, um aus einer solchen Vorstellung Antrieb für die Arbeit am eigenen Fortkommen schöpfen zu können. Nüchtern betrachtet weist momentan wenig auf ein vergleichbares Ereignis hin, welches einen neuerlichen Stellenboom im Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte in der Bundesrepublik auslösen könnte.

Es gibt noch einen weiteren bedenklichen Aspekt der demographischen Kohortenbildung im Teilbereich der Politischen Theorie. Er betrifft die inhaltliche Entwicklung des Teilgebietes in den kommenden Jahren. Es muss aufgrund der Stellenstruktur damit gerechnet werden, dass die meisten der momentan dominierenden theoretischen Selbstverständnisse auch in der näheren Zukunft das Teilgebiet prägen werden. Denn Veränderungen und Innovationen finden erfahrungsgemäß auch – manche sagen: gerade – in der Wissenschaft im Zuge von personellen Veränderungen statt. Viele Debatten, so können wir gerade aus der politischen Ideengeschichte lernen, sind deshalb entschieden und durch neue Ideen inspiriert worden, weil ihre Kontrahentinnen und Kontrahenten von neuem Personal abgelöst wurden (vgl. Hirschman 1998). Eine Politische Theorie an den bundesdeutschen Universitäten ohne größere personelle Veränderungen auf professoraler Ebene könnte in den kommenden Jahren zu einer ziemlich langweiligen und überraschungsfreien Angelegenheit werden. Sie würde zu einem *business as usual* und verlöre unter eigensinnigen jungen Studierenden an Attraktivität.

Es ist schwer einzuschätzen, inwieweit die momentane Stellensituation auch der wissenschaftlichen Kreativität der Bewohnerinnen und Bewohner des Wartesaals abträglich ist. Bei Gesprächen mit und unter jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern entsteht nicht selten der Eindruck, dass die inhaltliche Arbeit, das Streuen durchs Dickicht der Politischen Theorie (um von den hügeligen, kaum überschaubaren Landschaften der Nachbardisziplinen zu schweigen), das Sich-Ausprobieren, kurz: das für die Wissenschaft unabdingbare *trial and error* hinter den behutsamen Bauarbeiten an den eigenen Stufen des Lebenslaufs („zeige mir deinen CV und ich sage dir, wer du bist“) zurückbleibt. Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler dürfte nicht überraschen, dass institutionelle Strukturen und die damit einhergehenden Erwartungshorizonte einen regulativen Einfluss auf das Verhalten der in diesen Strukturen Agierenden nehmen. Mit Blick auf die genannten Zahlenrelationen wäre es geradezu sträflich naiv, sich während der gefühlt unendlichen Reise auf dem Weg zur Lebenszeitstelle nicht so aufzustellen, dass die Wahrscheinlichkeit, einen (Lehr-)Stuhl zu ergattern, maximiert würde. Für die inhaltliche Fortentwicklung des Teilgebiets wird ein solch individuell rationales Verhalten auf der kollektiven Ebene, so wie wir es zur Genüge aus anderen sozialen Konstellationen kennen, vermutlich nicht unbedingt zu den besten und rationalsten Ergebnissen führen. Wenn die Bewohnerinnen und Bewohner des Wartesaals um die gleiche knappe Währung konkurrieren (Peer-review-Artikel oder Publikationen im Allgemeinen, DAAD-geförderte Auslandsaufenthalte, DFG-Drittmittel etc.), die am Ende die Voraussetzung dafür ist, überhaupt um ebenso knappe Stellen vorsprechen zu dürfen, dann sind radikale Experimente nur bei denjenigen, die auf volles Risiko spielen wollen, zu erwarten. Die meisten anderen werden vermutlich – mit einem rückversichernden Blick auf den vielbemühten internationalen Diskussionsstand – auf fremde

Züge aufspringen und bereits etablierte Forschungspfade breiter austrampeln. Auch diese Aussicht ist für Innovationen im Teilbereich nicht gerade förderlich.

Die rationale Wahl von Spielvarianten

Insgesamt bietet sich ein paradox anmutendes Bild. Je komplexer Politik wird und je mehr sich Politikwissenschaftlerinnen und Politikwissenschaftler in allen Teilbereichen in ihrer Arbeit darum bemühen, dieser steigenden Komplexität auf theoretischer Ebene gerecht zu werden, desto wichtiger wird die Funktion einer Politischen Theorie, die diese Ambitionen reflexiv begleitet. Um diese Reflexionsfunktionen ausüben zu können, kann die Politische Theorie den Interessierten heute eine breite Palette bieten, von der Politischen Philosophie über die Politische Ideen-, Begriffs- und Semantikgeschichte bis hin zur Wissenschaftstheorie und -politologie. Auf der anderen Seite sind die statistischen Chancen der einzelnen Bewerberinnen und Bewerber für Professuren im Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte so schlecht wie zuletzt in den 1980er Jahren, was dem Innovationspotenzial im Teilbereich, wie dargelegt, nicht zuträglich sein dürfte.

Einen individuellen Ausweg bietet die Bewerbung auf einen Arbeitsplatz auf dem internationalen akademischen Markt, was einigen auch mit Bravour gelungen ist. Auch wenn im Wissenschaftsbetrieb des angelsächsischen Raumes derzeit viel im Argen liegt, so bietet das dortige System mit seinen Tenure-Track- und Lecturer-Stellen für jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ein besseres Arbeitsumfeld, als die Sekt-oder-Selters-Situation hierzulande. Um diese zu überwinden, müsste das überkommene feudale Universitätssystem gründlich umgebaut werden. Die von vielen in der DVPW unterstützte Petition der Initiative „Wissenschaft als Beruf – für bessere Beschäftigungsbedingungen und planbare Perspektiven“ vom Dezember 2014 zielt im Kern auf eine solche Veränderung der universitären Stellenstruktur. Doch mit einer ihren Namen wirklich verdienenden Reform in diese Richtung wird schon aufgrund vieler um ihre Privilegien fürchtenden Professorinnen und Professoren auf absehbare Zeit nicht zu rechnen sein. Bei vielen frisch Berufenen setzt offenbar unmittelbar nach Dienstantritt so etwas wie eine ‚Blitzvergreisung‘ ein, die dazu führt, dass man all das, was man im Wartesaal im Hinblick auf den nötigen Umbau der Universitäten in Deutschland noch für gut und richtig befand, auf einmal für wertlos und nichtig erklärt.

Für diejenigen, denen der berufliche Weg ins Ausland aus familiären oder anderen Gründen verbaut ist, gibt es angesichts der mittelfristig düsteren Perspektiven für eine Daueranstellung im bundesdeutschen Universitätsbetrieb wenig Trost. Diejenigen, die aus wohlhabenderen Elternhäusern stammen, können länger durchhalten als diejenigen, für die der Weg zur Professur einen sozialen Aufstieg gegenüber ihrer sozialen Herkunft bedeutet hätte; das – so kann weiter spekuliert werden – bliebe vermutlich auch nicht ohne Auswirkungen auf die thematischen Schwerpunkte und inhaltlichen Positionierungen im Teilbereich.

Vielleicht lohnt angesichts dieser Situation für auf Kontrolle und Planung ihres akademischen Lebenslaufs bedachte Menschen ein modifizierter Rückgriff auf das Weberische Bild vom Glückspiel: Den Kontrollmöglichkeiten sind beim *Hazard* von vornherein klare Grenzen gesetzt. Wer sich an den Roulette-Tisch setzt, mag zwar genau zu berechnen trachten, wie hoch die Wahrscheinlichkeiten für ein *Plein*, *Douzaine* oder *Cheval* jeweils sind. Man kann sich angesichts der geltenden Regeln jedoch nicht dazu entschließen, mit fünf Kugeln zu spielen. Ebenso wenig wird es möglich sein, den eigenen Weg

zur Professur am Reißbrett erfolgreich zu planen. Was bleibt, ist der ebenso nüchterne wie notorische Hinweis darauf, nicht alles auf die eine Karte beziehungsweise Zahl ‚Wissenschaft‘ zu setzen, sondern sich rechtzeitig um einen beruflichen ‚Plan B‘ zu kümmern.

Eine solche ‚gemischte Strategie‘ mag im Ergebnis sogar eine emotional entlastende Funktion ausüben und kreative wissenschaftliche Kräfte freisetzen, die beim ängstlichen Starren auf die Schlange mit dem Namen ‚Professur‘ ansonsten nicht geweckt würden. Es gibt Ziele und Zielzustände im menschlichen Leben, die sich durch direkte Strategien kaum erreichen lassen. Der Schlaf ist ein solches Beispiel: Schlaflosigkeit durch den bloßen Willen überwinden zu wollen, ist zum Scheitern verurteilt. Veteranen der Schlaflosigkeit wissen, dass das Einschlafen erst dann gelingt, wenn man aufgehört hat, krampfhaft darüber nachzudenken, dass man unbedingt einschlafen will und damit zu hadern, es immer noch nicht geschafft zu haben. Möglicherweise aber ist der ‚Schlaf‘ im Zusammenhang mit dem Thema Professur ein nicht so passendes Beispiel. Andere Beispiele für ein solches Wollen eines Zielzustandes, der durch direkte Strategien nicht erreicht werden kann, sind die Authentizität, also das geplante Vorhaben, natürlich zu werden oder die Spontaneität (vgl. Elster 1987: 143 ff.). Möglicherweise besteht der erfolgreichste Weg zur Professur im Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte angesichts der momentanen teilbereichsspezifischen Demografie aus Etappen, die sich in ähnlicher Weise einer direkten Strategiewahl schlicht entziehen.

Besser jedoch ist es, es mit dem von Max Weber gewählten Vergleich mit dem *Hazard* an dieser Stelle nicht zu übertreiben. Denn anders als beim Roulette sind die Spielregeln beim Spiel um die Professur vage und müssen häufig erst mühsam verstanden werden, wobei es dann wiederum einen nicht unerheblichen Bereich an Interpretationsspielraum gibt. Auch stehen die Regeln beim Spiel um die Professur nicht ein für alle Mal fest, sondern befinden sich während des laufenden Spiels im steten Umbruch. Einzelne Spielzüge können nicht nur die bisherigen Wahrscheinlichkeiten, sondern sie können die Regeln verändern. Das universitäre Spiel ähnelt eher einem aus Feedbackschleifen lernenden Computerspiel als dem starren Reglement im Kasino oder beim Schach und Poker.

Wer also beim strategischen Spiel um die Professur allein auf gegebene Wahrscheinlichkeiten setzt und diese dann zum Passepartout der ihm oder ihr verbliebenen Handlungsoptionen macht, überlässt das innovative Potenzial der Spielzüge von vornherein den anderen Beteiligten. Denjenigen, die im festen Glauben an einmal erkannte Spielregeln agieren, kann dies sogar zum Nachteil gereichen und sie sehen sich auf einmal kalt ausgespielt. Anders als bei der Zufalls- und Kontingenzerfahrung, der wir uns mit der Einwilligung in die Regeln am Roulettetisch aussetzen, gründet der Kontingenzzraum solcher Computerspiele auf Codes, die zumindest teilweise durch die eigene Aktivität korrigiert werden können.

Es mag auf die im Wartesaal laut werdenden Beförderungsfragen keine sichere Antwort geben; aber es gibt die Möglichkeit – und damit wohl oder übel auch die eigene Verantwortung – den Code ‚Kontingenz‘ in den Wettstreit um die Universitätslaufbahn so einzubauen, dass er etwas weniger als bloße Unsicherheit und etwas mehr als Handlungschance erfahren wird.

Literatur

- Arendes, Cord, 2005: Politikwissenschaft in Deutschland, Wiesbaden.
- Arendes, Cord / Buchstein, Hubertus, 2004: Politikwissenschaft als Universitätslaufbahn. In: Politische Vierteljahresschrift 45, 9–31.
- Behrmann, Günter C., 2006: Bildungsexpansion und demokratische Mission: Der Aufstieg der Sozialwissenschaften zu Bildungswissenschaften der Bundesrepublik. In: Karl Acham / Knut Wolfgang Nörr / Bertram Schefold (Hg.), Der Gestaltungsanspruch der Wissenschaft, Stuttgart, 395–455.
- Buchstein, Hubertus, 2015: Politische Theorie – Ausdifferenzierungen eines politikwissenschaftlichen Teilgebiets. In: Hans-Jürgen Bieling / Peter Massing / Kerstin Pohl / Stefan Schieren / Johannes Varwick (Hg.), Kursbuch Politikwissenschaft, Schwalbach (Taunus), 20–35.
- Buchstein, Hubertus / Fietz, Stefan, 2007: Politische Theorie und Ideengeschichte in der curricularen Reformfalle? In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 36, 67–80.
- Elster, Jon, 1987: Subversion der Rationalität, Frankfurt (Main).
- Göhler, Gerhard / Iser, Mattias / Kerner, Ina, 2009: Entwicklungslinien der Politischen Theorie in Deutschland seit 1945. In: Politische Vierteljahresschrift 50, 372–407
- Hay, Colin, 2010: The Changing Nature of European Political Science. In: European Political Science 9, 121–131.
- Hirschman, Albert O., 1998: Die Rhetorik der Reaktion, Frankfurt (Main).
- Klingemann, Hans-Dieter, 2007 (Hg.): The State of Political Science in Western Europe, Opladen / Farmington Hills.
- Lehmbruch, Gerhard, 2003: Die Politikwissenschaft im Prozess der deutschen Vereinigung. In: Jürgen W. Falter / Felix W. Wurm (Hg.), Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden, 186–224.
- Lepsius, M. Rainer, 1961: Denkschrift Soziologie/Politische Wissenschaft, Wiesbaden.
- Münkler, Herfried, 1984: Machiavelli. Die Begründung des politischen Denkens der Neuzeit aus der Krise der Republik Florenz, Frankfurt (Main).
- Weber, Max, 1951: Wissenschaft als Beruf. In: Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen, 566–597.